

TIM PARKS DER WEG DES HELDEN



Auf Garibaldis Spuren
von Rom nach Ravenna

KUNSTMANN

Zum Buch

Der Marsch Garibaldi und seiner Garibaldini durch den Apennin von Rom nach Ravenna ist legendär und zentral für die Einigung Italiens. Im Sommer 2019 ist Tim Parks Garibaldi's Spuren gefolgt und durch das Herz des Landes gewandert: eine großartige Erkundung von Italiens Vergangenheit und Gegenwart.

Im Sommer 1849 musste Giuseppe Garibaldi, Italiens legendärer Revolutionär, die Verteidigung Roms endgültig aufgeben. Er und seine Männer hatten die Stadt vier Monate gehalten, aber nun war klar, dass nur die Kapitulation die Zerstörung durch die überlegene französische Armee verhindern würde. Es galt, die Niederlage in einen moralischen Sieg zu verwandeln, und so führte Garibaldi mit seiner schwangeren Frau Anita eine kleine, schnell aufgestellte Armee an, um den Kampf für die nationale Unabhängigkeit fortzusetzen. Von französischen und österreichischen Truppen verfolgt, marschierten die Garibaldini über den Apennin und kamen mit nur 250 Überlebenden in Ravenna an.

Tim Parks hat sich auf die Spuren Garibaldi's begeben und ist seinem Weg durch das Herz Italiens gefolgt: ein grandioser Reisebericht, der von Garibaldi's Entschlossenheit, die keine Rücksichten kannte, seiner Kreativität, seinem Mut und seinem tiefen Glauben erzählt und ein faszinierendes Porträt Italiens zeichnet, damals und heute, mit unvergesslichen Beobachtungen italienischer Lebensart, der Landschaft, der Politik und der Menschen.

Über den Autor

Tim Parks, geboren in Manchester, wuchs in London auf und studierte in Cambridge und Harvard. Seit 1981 lebt er in Italien. Seine Romane, Sachbücher und Essays sind hochgelobt und mit vielen Preisen ausgezeichnet. Er schreibt für den Guardian, The New Yorker und The New York Review of Books und übersetzte u.a. die Werke von Moravia, Calvino, Calasso, Tabucchi und Machiavelli. Er lebt in Mailand.

Tim Parks

DER WEG
DES HELDEN

Auf Garibaldis Spuren zu Fuß
von Rom nach Ravenna

Aus dem Englischen
von Ulrike Becker

Verlag Antje Kunstmann

Für Eleonora, *garibaldina*

Inhalt

Vorbemerkung des Autors

Ein guter Rat an die Lesenden

ERSTER TEIL: FLUCHT

ZWEITER TEIL: HOFFNUNG

DRITTER TEIL: ÜBERLEBEN

ENDSPIEL

Danksagung

Literatur

Vorbemerkung des Autors

Eine Version meiner Lebensgeschichte könnte lauten, dass ich 1978 eine Italienerin kennenlernte, sie heiratete, nach Italien zog und seitdem hier lebe. Ohne mir das Land bewusst ausgesucht zu haben oder von ihm ausgesucht worden zu sein. Doch das Schöne an meinem »italienischen Schicksal« ist, dass es sich schon in meiner Jugend auf kuriose Weise abzeichnete. Als Schüler brauchte ich für meine A-Level-Prüfung im Fach Geschichte ein Schwerpunktthema und entschied mich für das Risorgimento, die Bewegung, in deren Verlauf die vielen italienischen Kleinstaaten sich von der Herrschaft ausländischer Mächte befreiten und sich 1861 schließlich zu einer vereinten Nation zusammenschlossen. Unter der Anleitung eines engagierten Lehrers lasen wir ein Buch mit Originaldokumenten aus der damaligen Zeit und erfuhren von den vier großen Architekten des modernen Italien: dem revolutionären Republikaner Giuseppe Mazzini, der sein Leben lang immer wieder bewaffnete Aufstände anzettelte, die ausnahmslos scheiterten; dem machiavellistischen Ministerpräsidenten von Sardinien-Piemont, Camillo Benso von Cavour, der Rivalitäten zwischen Frankreich und Österreich erfolgreich auszunutzen wusste und seinen Staat zum Zentrum der neu entstehenden Nation machte; dem ungeschickten, aber erstaunlich effektiven Viktor

Emanuel II., König von Sardinien-Piemont, der zwischen seinem Ministerpräsidenten auf der einen und den revolutionären Patrioten auf der anderen Seite stand und ein doppeltes Spiel spielte; und schließlich Giuseppe Garibaldi, dem herausragenden Guerillakrieger mit südamerikanischer Vergangenheit, der 1860 die Welt verblüffte, als er mit seinen tausend Rebellen an der Westküste Siziliens an Land ging, die Insel einem zwanzigtausend Mann starken Bourbonen-Heer abnahm, nach Kalabrien übersetzte, um in Richtung Norden über Neapel gen Rom zu ziehen, unterwegs weitere Freiwillige einsammelte, bis er schließlich auf die piemontesischen Truppen traf, die nach Süden entsandt worden waren, um ihn aufzuhalten, und daraufhin alle eroberten Territorien Viktor Emanuel überließ, womit er vollendete Tatsachen schuf und das vereinte Italien erschaffen war.

Ein Jahr nach diesen Studien, im Jahr 1974, nutzte ich den neuen Interrail-Pass der Bahn, um zum ersten Mal nach Italien zu reisen. Dort stellte ich fest, dass ich bereits einen großen Teil der Straßennamen kannte. Viale Cavour, Via Mazzini, Corso Vittorio Emanuele, Piazza Garibaldi – die vier Patrioten sind allgegenwärtig, mit zahllosen Denkmälern, Statuen, Tafeln und Plaketten werden ihre Heldentaten gefeiert. Der bei Weitem attraktivste von ihnen, sowohl auf dem Papier als auch in Stein gemeißelt, ist Garibaldi: In den tief liegenden Augen, der bärtigen Ernsthaftigkeit, dem männlichen Gebaren unter der Soldatenkappe und dem Gaucho-Poncho ist seine starke Ausstrahlung immer noch spürbar; die Worte ROMA O MORTE! neben den vielen Balkonen im ganzen Land, von denen er einst den berühmten Schlachtruf verkündete, wirken auch heute noch mitreißend. Eine Schande, dass die Geschichtsbücher ihn in der Regel als einfältigen Kämpfer

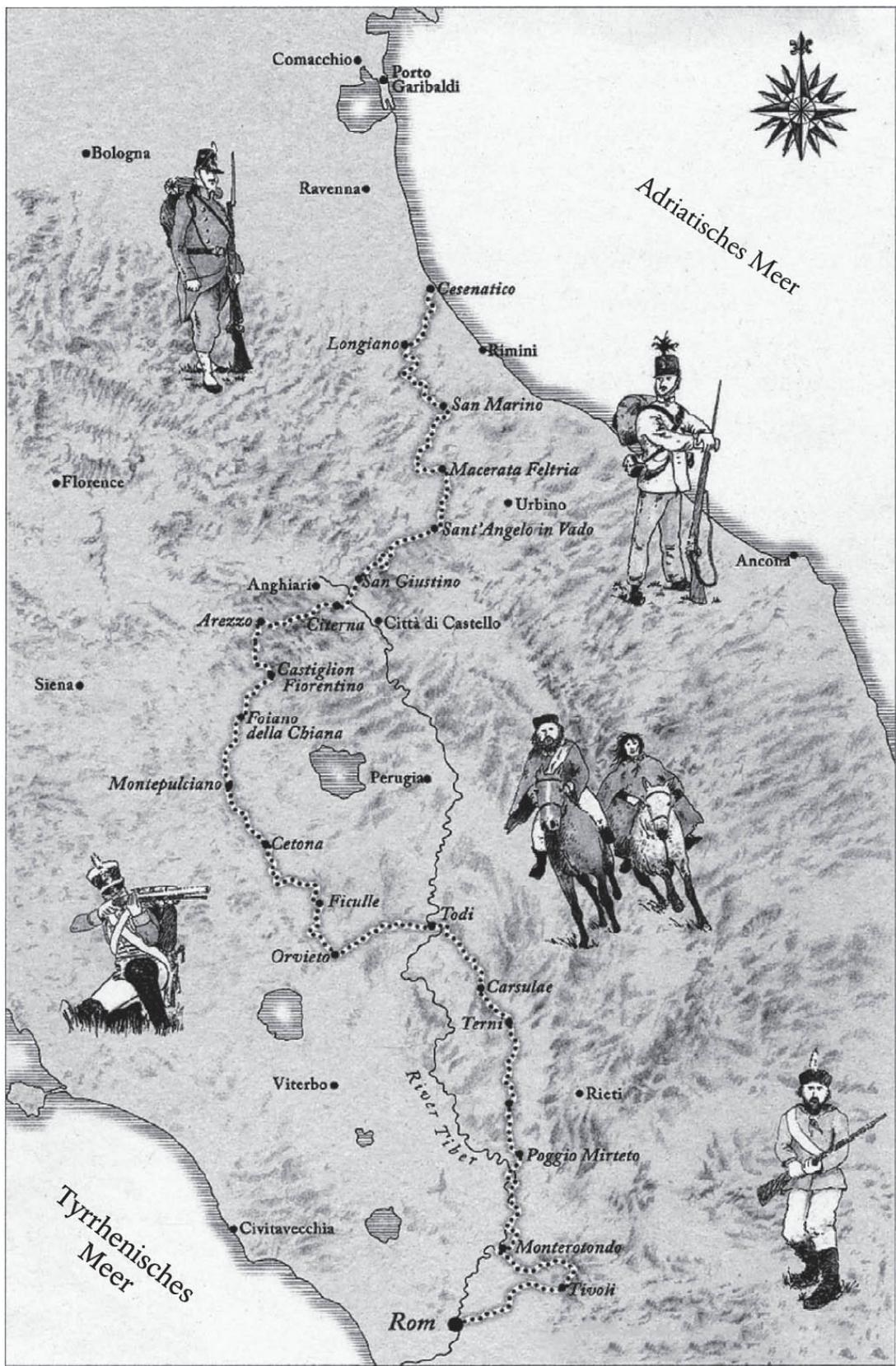
darstellen, als Werkzeug in den Händen anderer, als einen, der mehr Glück als Verstand hatte.

Die ersten Zweifel an dieser Darstellung kamen mir ein Jahrzehnt später, als ich den Auftrag erhielt, Biografien des Helden zu rezensieren. Garibaldi mag oft manipuliert worden sein, aber er war ganz sicher nicht einfältig. Er war gerissen, gut organisiert, kreativ. Und wenn er oft Glück hatte, was er zugab, dann hatte er sich dieses Glück hart erarbeitet. Dass man ihm derart unrecht tut, ist interessant. Die Italiener, leidenschaftliche Lokalpatrioten, unterteilt in Clans, Fraktionen, Interessengruppen und Gemeinschaften, sind kein Volk, das zu Einheit und Einigkeit neigt. Misstrauen, Verschwörungstheorien und Zynismus grassieren. Interne Machtkämpfe sind die Norm, der Defätismus ist weit verbreitet. Garibaldi hat, und das ist höchst ungewöhnlich, diese negativen Eigenschaften, und mit ihnen seine republikanischen Ideale, beiseitegeschoben, um ein klares Ziel ins Auge zu fassen: Einheit um jeden Preis. Er war überzeugt, dieses Ziel sei noch zu seinen Lebzeiten erreichbar, und indem er andere dazu ermahnte, ihre Streitigkeiten zu vergessen und gemeinsam zu kämpfen, gar gemeinsam zu sterben, hat er es tatsächlich erreicht. So ist er für all diejenigen, die gerne glauben möchten, alle Tapferkeit sei zwecklos und Fortschritt unmöglich, zur Herausforderung, ja zum Vorwurf geworden. Was noch schlimmer war: Er hat überlebt, lange genug, um seine Geschichte zu erzählen. Obwohl der Held sich im Laufe seines vierzigjährigen Kampfes ein Dutzend Kugeln einfiel, ist er erst 1882 im Alter von vierundsiebzig Jahren in seinem Bett gestorben.

Verliebt allerdings habe ich mich in Garibaldi erst, als mir das *Tagebuch aus Italien 1849* von Gustav von Hoffstetter in die Hände fiel. Hoffstetter war ein bayrischer Offizier, der als Freiwilliger für die kurzlebige Römische

Republik gekämpft hat, die im Februar 1849 die päpstliche Herrschaft ablöste und sich nach zweimonatiger Belagerung Anfang Juli den französischen Truppen ergeben musste. Garibaldi gehörte zu den Kommandeuren in dieser Schlacht, einer Schlacht, von der er wusste, dass er sie nicht gewinnen konnte. Was mich so tief bewegte, war jedoch weniger der verlorene Belagerungskampf als vielmehr Hoffstetters Beschreibung des außergewöhnlichen Rückzugs des Helden aus Rom, seines Marsches durch Mittelitalien mit seiner brasilianischen Ehefrau Anita und viertausend Freiwilligen. Er hatte geschworen, sich auf italienischem Boden niemals einem ausländischen Heer zu ergeben. Womöglich hat das, was der Held dabei lernte, und das Beispiel, das er auf diesem verhängnisvollen, sechshundertfünfzig Kilometer langen Marsch setzte, die Grundlage für seinen späteren Triumph geschaffen. Hoffstetter war Garibaldis Aide-de-camp. Beim Lesen seines Berichts habe ich mir so sehr wie sonst nur selten gewünscht, in einer anderen Zeit zu leben und in der Haut eines anderen zu stecken. Oder seiner Uniform.

2019, hundert-siebenzig Jahre nach den Ereignissen in Rom, kaufte ich mir ein Paar Trekkingschuhe, überredete meine Partnerin Eleonora, dasselbe zu tun, und brach im Juli auf, um den Weg der Freischärler nachzugehen.



80 Kilometer

Ein guter Rat an die Lesenden

Abgesehen von dieser Überblickskarte hätte man dieses Buch wunderbar mit Zeichnungen, Strecken- und Ortsplänen vollpacken können. Es erzählt von einer Reise durch eine grandiose, abwechslungsreiche Landschaft. Von Flucht und Verfolgung. Katz und Maus. Oder vielmehr, Katzen und Mäusen. An vielen Stellen sollte man eine Vorstellung davon haben, wo sich die handelnden Personen im Verhältnis zu diesem oder jenem geografischen Punkt, den Bergen, den Flüssen, dem Meer befinden. Doch Karten sind teuer, und man würde sehr viele brauchen. Und heutzutage haben die meisten von uns ausgezeichnete, vielseitige Landkarten direkt in der Hosentasche. Wann immer Sie sich also unterwegs ein bisschen verloren fühlen, so wie es uns auf dieser Wanderung oft genug erging, rate ich Ihnen, Ihr Smartphone aus der Tasche zu ziehen. Jedes Kapitel, jeder Tag, beginnt mit den Namen der zwei, drei oder vier Städte oder Dörfer, die wir durchquert haben. Tippen Sie die Namen bei Google Maps ein. Verwenden Sie die Satellitenansicht, die Geländeansicht, die Kartenansicht. Ich werde mir sprachlich die größte Mühe geben, doch meine Worte werden vielleicht lebendiger und anregender wirken, wenn Sie genau wissen, wo wir gerade sind.

ERSTER TEIL
FLUCHT

TAG 1

2. Juli 1849 | 25. Juli 2019

*Rom, Tivoli -
35 Kilometer*

Ihm blieben achtundvierzig Stunden für die Vorbereitung. Wir haben mindestens ein Jahr über diese Reise nachgedacht. Viertausend Mann Infanterie mussten organisiert werden. Achthundert Mann Kavallerie. Maultiere, Wagen, Munition, medizinische Versorgung. Eine Kanone. Er war enttäuscht, denn er hatte gehofft, es würden ihm zehntausend folgen. Wir wussten von Anfang an, dass wir nur zu zweit sein würden, mit unseren Rucksäcken.

Aber wir brechen vom selben Ort aus auf, der Piazza San Giovanni in Laterano in Rom. Massiv ragt die weiße Basilika in der Dunkelheit empor, am Himmel die Silhouetten der riesigen steinernen Apostel. Er zog bei Sonnenuntergang aus, ließ seine Männer die Nacht durchmarschieren. Rauchen war verboten. Befehle wurden flüsternd nach hinten durchgegeben. Der Feind durfte auf keinen Fall Wind bekommen. Unsere Feinde, nehmen wir an, werden vor allem der Verkehr und die Hitze sein. 37

Grad sind vorhergesagt, deshalb ist die Kühle der Nacht durchaus verlockend. Doch im Dunkeln am Rand von Schnellstraßen entlangzulaufen wäre Selbstmord. Deshalb brechen wir morgens um 4.30 Uhr auf, in der Hoffnung, die ersten dreißig Kilometer hinter uns zu bringen, ehe die Sonne ihren Höchststand erreicht.

Der Platz ist um diese Zeit wie ausgestorben; San Giovanni wird nachts nicht angestrahlt. Unser Selfie auf den Stufen zeigt nur schemenhaftes Mauerwerk hinter aufgeregt lächelnden Gesichtern. Niemand ist gekommen, um uns zu verabschieden. Garibaldi und seine Männer wurden von einer jubelnden Menschenmenge auf den Weg geschickt. Die amerikanische Journalistin Margaret Fuller war da. ›Nie habe ich etwas so Schönes gesehen‹, berichtete sie, ›etwas so Romantisches und Trauriges ... ich sah die Verletzten ... auf den Karren ... Ich sah viele junge Männer aus reichen Familien, die ihren ganzen weltlichen Besitz in einem Tuch bei sich trugen.‹

Garibaldi, so berichtet Fuller, hob sich durch einen weißen Waffenrock von der Menge ab. Andere Beobachter sprechen von dem roten Hemd, das er zum Emblem des Kampfes für die nationale Einheit Italiens gemacht hat, und einem Poncho, einem Relikt aus seiner Zeit in Südamerika. Anita, im sechsten Monat schwanger mit ihrem fünften Kind, ritt hinter ihm am Kopf der Kolonne. Ganz wie ›ein mittelalterlicher Held‹, schrieb Fuller, trat Garibaldi ›an das Parapett, schaute mit dem Fernglas die Straße hinunter, und da kein Hindernis in Sicht war, wandte er noch einmal kurz den Kopf zurück gen Rom und führte dann den Zug zum Tor hinaus‹.

Es war der 2. Juli 1849. Einhundertsiebzig Jahre später folgten ihm Eleonora und ich durch denselben, im 16. Jahrhundert erbauten Torbogen. Anders als Garibaldi und seine Männer wussten wir, dass ein einmonatiger

Fußmarsch vor uns lag. Naiv wie wir waren, betrachteten wir ihn als Urlaub.

Genau genommen einhundertsiebzig Jahre und dreiundzwanzig Tage später. Wir verlassen Rom am 25. Juli 2019. Es ist ärgerlich; wir wären gern am gleichen Tag losgegangen, aber ich musste in Mailand bei einer Abschlussprüfung anwesend sein. Doch das war zugleich ein Grund zum Feiern, denn es war meine letzte Amtshandlung als Dozent. Ich hatte meine Stellung nach über zwanzig Jahren aufgegeben. Italienische Freunde hatten alles versucht, um mich davon abzubringen. Du gehst ein hohes Risiko ein, sagten sie, du verzichtest auf ein verlässliches Einkommen. Ich durfte unter keinen Umständen allein und schutzlos dastehen, außerhalb der gesellschaftlichen Institutionen.

Garibaldini lautete der Name, den die Italiener den Männern gaben, die freiwillig mit Garibaldi in den Kampf zogen. Man war sich einig, dass sie alle vom selben Schlag waren. Schon bald wurde der Begriff aus seinem spezifischen historischen Kontext herausgerissen und bezeichnete ganz allgemein Personen, die kühn und idealistisch sind, die Risiken eingehen, die vielleicht auch naiv, ja unüberlegt handeln. Auch heute noch kann man sagen: »Sie ist eine echte *garibaldina*! Weiß der Himmel, was aus ihr mal werden soll.«

Wollen Eleonora und ich uns als *garibaldini* betrachten? Ist das der Grund, warum wir zu dieser unmöglichen Uhrzeit mit sechs Kilo Gepäck auf dem Rücken auf diesem menschenleeren römischen Platz stehen? Eleonora hat ihren festen Job schon vor zwei Jahren aufgegeben. Sie wollte ein Leben voller stumpfsinniger Einschränkungen nicht akzeptieren. Jedenfalls nicht kampflös. Das Problem bei dieser Haltung besteht natürlich darin, dass ein Risiko tatsächlich ein Risiko ist. Und ein Kampf ein Kampf. Alles

kann schlimm ausgehen. ›Die Blüte der italienischen Jugend fand sich an diesem ehrwürdigen Ort ein‹, schrieb Fuller über die *garibaldini* auf der Piazza San Giovanni an jenem Abend. ›Von all den anderen Orten, an denen sie ihre Herzen als Bollwerke der italienischen Unabhängigkeit dargeboten hatten, hatte es sie hierher getrieben; in dieser letzten Hochburg hatten sie Hekatomben ihrer besten und tapfersten Kämpfer für die Sache geopfert; jetzt mussten sie entweder gehen oder als Gefangene und Sklaven bleiben.‹

Die Männer, die Garibaldi folgten, waren also traumatisiert, verschlossen vielleicht die Augen vor der Wahrheit; sie hatten einen Krieg verloren, weigerten sich aber, aufzugeben. Andere, die sich an diesem schicksalhaften Abend womöglich auch dem Zug angeschlossen hätten, wurden von Kommandanten, die das Vorhaben töricht fanden, in ihren Kasernen eingesperrt. Wieder andere entschieden sich einfach dagegen. Die langobardischen Bersaglieri, die disziplinierteste Truppe unter den Verteidigern Roms, hatten versprochen dabei zu sein; tatsächlich erschien aber nur eine Handvoll Männer.

Garibaldi hatte das Treffen für sechs Uhr abends angesetzt; jetzt wartete er, im Vertrauen darauf, dass noch mehr kommen würden. Doch mit jeder Minute wuchs das Risiko. Um acht Uhr, gerade als er entschieden hatte, genug sei genug, traf eine Gruppe Bersaglieri ein, um zu verkünden, dass sie nach langem Nachdenken nun doch nicht mitkommen wollten. Wir sind nur hier, um uns von unseren Freunden zu verabschieden, sagten sie.

Waren diese Männer klüger als die *garibaldini*? Margaret Fuller erwähnt sie nicht. Sie sagt nicht, dass der Marsch mit einem Gefühl der Enttäuschung und des Verrats begann. Das passte nicht in das romantische Bild, das sie für die *New York Tribune* entwarf.

Nachdem das Selfie aufgenommen ist, machen wir uns im Licht der Straßenlaternen auf den Weg durch menschenleere Straßen, vorbei an ungepflegten Denkmälern und Cafés mit heruntergelassenen Rolläden, über ausgedörrte Grünflächen, wo obdachlose Männer und Frauen unruhig auf den Steinbänken schlafen. Die Nachtluft ist stickig und abgestanden, wie so oft in trockenen Sommern. Rechts von uns, am frisch renovierten Museum der Grenadiere, ist die italienische Trikolore gehisst. Unter päpstlicher Herrschaft wäre man dafür ins Gefängnis gesteckt worden. Nach einer langen Kurve kommen wir zur Aurelianischen Mauer, einer massigen römischen Ziegelkonstruktion, die mitten durch eine Stadtbrache mit rissigem Asphalt und verblichenen Straßenmarkierungen verläuft.

Was für ein Durcheinander aus Antike und Moderne in Rom herrscht! Innerhalb von wenigen Minuten gehen wir durch alte Steinbögen aus der Kaiserzeit und unterqueren ein trostloses Betonviadukt, auf dem die Gleise für den Hochgeschwindigkeitszug verlaufen, der uns vor zwei Tagen von Mailand in die Hauptstadt gebracht hat. Eisenzäune, Uringeruch und Natriumdampflampen. Der Bahnhof Roma Termini liegt zu unserer Linken. Der war 1849 natürlich noch nicht da; für Papst Gregor XVI. waren Eisenbahnen Teufelswerk; der Kirchenstaat gehörte zu den rückständigsten Gebieten Europas.

An einem frühen Bus steht in Leuchtschrift RISORGIMENTO. Gemeint ist die Piazza Risorgimento, nicht die historische Bewegung. Ob den heutigen Italienern beim Anblick des Wortes immer noch warm ums Herz wird? Die drei aussteigenden Fahrgäste sind alle Immigranten unterschiedlicher Herkunft, Leute, wie sie der rechte Innenminister Matteo Salvini gern für den Niedergang Italiens verantwortlich macht. Vor Beginn der Schlacht um

Rom im April 1849 sorgte Garibaldi für Aufsehen, als er mit einem Schwarzen an seiner Seite in die Stadt einritt. Andrea Aguyar, Kind afrikanischer Sklaven aus Uruguay, wurde für seinen Mut im Kampf und vor allem für das Geschick, mit dem er die Feinde mit dem Lasso von ihren Pferden holte, sehr bewundert. Doch am 2. Juli erschien er nicht auf der Piazza, um sich Garibaldi anzuschließen; er war zwei Tage zuvor in Trastevere durch Kanonenfeuer ums Leben gekommen.

OMIO DANTE GARIBALDI verkündet ein mysteriöses Plakat, als wir in die Via Prenestina einbiegen. Wir gehen jetzt schneller; wir müssen vorankommen, solange es kühl ist. Was hat Dante mit Garibaldi zu tun? »Natürlich erfordert es Mut, Italien zu einen«, lautet der Plakattext unter Bildern von Zügen und Flugzeugen, »aber jetzt können Sie endlich Ihre Tickets für Zug, Bus und Flugzeug an einem Ort kaufen. OMIO.« Es folgt eine Webadresse. Mir ist noch immer nicht klar, was Dante damit zu tun hat, doch wir haben keine Zeit, stehen zu bleiben und darüber nachzudenken. Die Sonne geht langsam auf, und durch die chaotische postindustrielle Stadtlandschaft der östlichen römischen Vororte hindurch erblicken wir zum ersten Mal die flache Silhouette der fernen Berge, in einen Hauch von Rot getaucht. Garibaldi wusste, dass er diese Hänge bis zum Einbruch der Dämmerung erreichen musste.

Doch wie hat das alles angefangen? Um zu verstehen, wohin wir in den nächsten Wochen gehen werden, müssen wir zuerst wissen, woher die Leute, deren Weg wir folgen wollen, kamen.

Die Stadt Rom und das als Kirchenstaat bekannte Territorium, das sich im Norden bis nach Bologna und Ferrara, im Osten bis Ancona an der adriatischen Küste und im Süden bis nach Terracina erstreckte, riefen am 9.

Februar 1849 die Republik aus. Diese Republik war der letzte der kurzlebigen revolutionären Staaten, die nach den Aufständen von 1848 in ganz Europa entstanden. Man hoffte, Rom zur Hauptstadt eines vereinten Italiens machen zu können, denn das Land war damals stark zersplittert und wurde größtenteils von ausländischen oder despotischen Mächten regiert.

Bis zum Ausrufen der Republik war es ein komplizierter Weg gewesen. 1846 stand der frisch gewählte Papst Pius IX. der Einheitsbewegung zunächst wohlwollend gegenüber und bestärkte die Patrioten sogar darin, ihn als künftigen Monarchen anzusehen. Im März 1848 gestand er seinen Untertanen eine Verfassung zu. Diese sah die Wahl einer Abgeordnetenversammlung vor und ließ Regierungsminister zu, die keine Priester, sondern kompetente Laien waren – eine Entscheidung, die die Bischöfe und Kardinäle in Rom erboste. Als Pius außerdem einem gemischten Heer aus päpstlichen Truppen und patriotischen Freiwilligen erlaubte, nach Norden zu ziehen, um die Piemontesen bei der Befreiung der Lombardei und Venetiens von den Österreichern zu unterstützen, brach im Volk ein Sturm der Begeisterung aus. Vierzigtausend Freiwillige meldeten sich. *Viva Pio Nono! Viva l'Italia! Viva l'unione! Libertá!* lautete ihr Schlachtruf.

Doch ein bisschen Freiheit weckt die Lust auf mehr. Erschrocken von den Rufen nach weitergehenden Reformen wurde Pius nervös und schließlich offen feindselig. Er entzog der Bewegung die Unterstützung im Krieg gegen Österreich und versuchte, die neue Abgeordnetenversammlung unter Kontrolle zu halten, indem er den verschlagenen, konservativen Ex-Diplomaten Pellegrino Rossi zu seinem Ministerpräsidenten machte. Rossi, bei Reaktionären und Reformern gleichermaßen unbeliebt, wurde im November 1848 ermordet, und Pius

floh daraufhin aus der Stadt, um Schutz beim König von Neapel zu suchen.

Niemand wusste, was zu tun sei. Nachdem der Papst seinen Exilsitz in der südlich der Grenze gelegenen Küstenstadt Gaeta errichtet hatte, erklärte er die römische Regierung für illegitim, unternahm aber nichts, um sie auszutauschen. Die Abgeordneten schickten Gesandte, die ihn anflehten, zurückzukehren und das Pontifikat wieder aufzunehmen. Sie gelobten Loyalität; doch er weigerte sich, und nach einmonatigem Stillstand verlangten die Abgeordneten die Wahl einer verfassungsgebenden Versammlung, die über die künftige Gestaltung der staatlichen Institutionen entscheiden sollte. Am 9. Februar verkündete die neue Versammlung das Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes und die Gründung einer Republik. Pius reagierte, indem er vier katholische Mächte – Österreich, Frankreich, Spanien und Neapel – dazu aufrief, sein Herrschaftsgebiet für ihn zurückzuerobern.

Angesichts der Tatsache, dass die Österreicher erst im vorangegangenen Juni im Verbund mit Sardinien-Piemont gegen päpstliche Truppen hatten kämpfen müssen, war das eine drastische Kehrtwendung. Aber sie kam den Österreichern durchaus zupass. Sie hatten die Piemontesen bereits besiegt und die Lombardei sowie Venetien mit Ausnahme von Venedig zurückgewonnen. Diese Gebiete waren Teil ihres Reichs. Am 18. April, nur vier Tage nach dem Hilferuf des Papstes, überquerten österreichische Streitkräfte die Grenze zu Venetien und eroberten die päpstliche Stadt Ferrara. Anschließend belagerten sie zuerst Bologna, dann Ancona und bombardierten beide Städte tagelang, bis sie sich nach beträchtlichen Verlusten von Menschenleben schließlich ergaben. Inzwischen verließ Anfang März Giuseppe Mazzini, der große Ideologe der italienischen Einheit und des Republikanismus, sein

Londoner Exil, kam nach Rom und erklärte der verfassungsgebenden Versammlung sogleich: »Auf das Rom der Kaiser, auf das Rom der Päpste, wird das Rom des Volkes folgen ... Vielleicht müssen wir einen heiligen Krieg gegen den einzigen Feind führen, der uns bedroht - Österreich. Doch wir werden ihn führen, und wir werden ihn gewinnen.«

Mazzini lag damit gleich mehrfach falsch. Am 24. April gingen französische Truppen in Civitavecchia, dem Hafen von Rom achtzig Kilometer nordwestlich der Stadt, an Land. Am 29. April landete fünfundneunzig Kilometer weiter südlich ein spanisches Heer an. Auch die neapolitanische Armee machte mobil. So viel zum Thema ein einziger Feind. Die Republik reagierte mit der Bildung eines Not-Triumvirats mit Mazzini an der Spitze. Tausende Patrioten hatten sich eingefunden, um die Stadt zu verteidigen. Sie mussten organisiert werden, und der militärische Schutz, den sie bieten konnten, musste mit der Diplomatie des neuen Staates in Einklang gebracht werden. All das oblag Mazzini, der weder über militärische noch über diplomatische Erfahrung verfügte.

Der bei Weitem prominenteste unter den Neuankömmlingen war Giuseppe Garibaldi. Geboren 1807 und von Haus aus Seemann, war er 1834 von den piemontesischen Machthabern als Aufständischer zum Tode verurteilt worden und hatte etliche Jahre im brasilianischen und uruguayischen Exil verbracht, wo er sich als unerschrockener und effektiver Freiheitskämpfer hervortat. Er hatte sein Leben, so sagte er, der Befreiung der Menschen von Unterdrückung gewidmet. Doch die Sache, die ihm am meisten am Herzen lag, war ein vereintes Italien. Ermutigt durch die Nachrichten von den Revolutionen in Europa und eine piemontesische Amnestie für wegen politischer Vergehen Verurteilte, kehrte

Garibaldi im Juni 1848 mit sechzig Kameraden nach Italien zurück. Sofort bot er dem König von Sardinien-Piemont, der in der Lombardei gegen die Österreicher kämpfte, seine Hilfe an, die dieser jedoch ablehnte. Dann beteiligte er sich für kurze Zeit am Kampf um die unabhängige Republik Mailand, die schon bald zusammenbrach.

Garibaldi zog durch Mittelitalien, um Mitstreiter anzuwerben, in der Hoffnung, bei der Befreiung seines Landes eine Rolle spielen zu können, und befand sich im November 1848 in Ravenna, als er von Pius' Flucht aus Rom erfuhr. Er eilte nach Süden und verbrachte einige Monate in Rieti, sechzig Kilometer nordöstlich der Stadt, wo er tausendzweihundert Männer ausbildete, die er als *1^a Legione Italiana*, Erste Italienische Legion bezeichnete. Nicht als piemontesische, nicht als mailändische und auch nicht als venezianische, sondern als italienische Legion. Das war ein wichtiges Signal.

Pausieren wir kurz, um darüber nachzudenken. Ein Mann kehrt nach vierzehn Jahren in sein Heimatland zurück, ohne einen Zahlmeister oder eine politische Organisation hinter sich, die ihn unterstützt, zieht von Stadt zu Stadt und lädt in aller Öffentlichkeit die Menschen ein, sich seiner Privatarmee anzuschließen und für eine Sache zu kämpfen. Dann muss er diese Menschen mit Nahrungsmitteln versorgen, sie bewaffnen, ihnen Uniformen und Schlafplätze geben, sie ausbilden und organisieren. Der Umstand, dass ein solcher Hitzkopf nicht umgehend verhaftet wird, verweist auf eine gewisse Anerkennung der Berechtigung seines Anliegens. Oder es bedeutet, dass das betreffende Land gerade in Anarchie versinkt.

Der weitere Umstand, dass dieser Mann, der an häufigen Malaria-anfällen und lähmenden Rheumaschüben leidet, diese illegalen Rekrutierungen beharrlich weiterbetreibt,

selbst nachdem bestimmte Städte in der Toskana und der Emilia-Romagna ihn zum Weiterziehen gezwungen haben und päpstliche Truppen nach Bologna entsandt werden, um ihn aufzuhalten, verweist auf ein tiefes persönliches Bedürfnis, zu tun, was er tut. Garibaldi will sich ein Leben ohne vereintes Italien nicht vorstellen. Oder allgemeiner gesagt, ein Leben ohne Ziel. Immer unterwegs, überall seine Dienste anbietend, scheint er sich nach einer Heimat zu sehnen, einer Gemeinschaft, in der er sesshaft werden kann. Doch ehe er dort sesshaft werden kann, muss dieser Ort befreit werden.

Seine Besessenheit vom Freiheitsgedanken ist der Schlüssel zum Verständnis Garibaldis. Freiheit von ausländischen Mächten, die dem eigenen Land Gesetze aufzwingen, Freiheit von religiösen Institutionen, die das Verhalten diktieren, oder ganz einfach von gesellschaftlichen Konventionen, die bestimmen, welche Kleidung man trägt. Garibaldi hat sich immer genau so gekleidet, frisiert und seinen Bart getragen, wie er wollte, ohne Rücksicht auf Etikette oder die üblichen Sitten. Ponchos, Sombreros, rote Hemden, weiße Waffenröcke, Kopfbedeckungen aller Art: Er trug das, was ihm gefiel, oder das, was die Botschaft übermittelte, die er übermitteln wollte. Und als er im Alter von zweiunddreißig Jahren bei der Einfahrt in den brasilianischen Hafen Laguna vom Schiff aus sein Fernrohr auf ein siebzehnjähriges Mädchen richtete, das am Ufer stand, wusste er sofort, dass er sie haben wollte. Als sie sich kennenlernten, wollte sie ihn zum Glück auch. Anita. Dass sie verheiratet war, war kein Hindernis. Sie verließ ihre Familie und ging mit ihm weg, bekam seine Kinder, machte seine Kriege zu ihren eigenen, kämpfte auf dem Schlachtfeld an seiner Seite, wurde gefangen genommen und floh, ritt mit ihrem neugeborenen Sohn auf dem Arm durch tiefe Wälder. Wie hätten Eleonora

und ich die Unerschrockenheit der beiden nicht bewundern sollen? Auch wir sind in gewisser Hinsicht ein unkonventionelles Paar; der Altersunterschied zwischen uns ist genau doppelt so groß wie der zwischen Garibaldi und Anita. Wir haben mit so manchem missbilligenden Blick zu tun.

Darin liegt das Geheimnis von Garibaldis Charisma. Er ermunterte die Menschen, für ein bestimmtes politisches Ziel, die Einheit Italiens, zu kämpfen, doch sein eigentliches Anliegen war die Freiheit. Eine Freiheit, die er selbst verkörperte. »Ich konnte ihm einfach nicht widerstehen«, lautete der typische Kommentar eines jungen Mannes, dessen Leben sich veränderte, als er Garibaldi reden hörte. Tausende empfanden so. »Wir haben ihn alle verehrt, wir konnten nicht anders.«

Doch die römische Republik wollte ihn anfangs nicht haben. Mazzini hatte die Organisation der Verteidigung Carlo Pisacane, einem ehemaligen Soldaten der neapolitanischen Armee, anvertraut. Garibaldis Männer waren in Pisacanes Augen ein Mob. Braun gebrannt, schmutzig, langhaarig, bärtig. Ihre sogenannten Uniformen ein Witz. Die Offiziere waren nach Mut und Leistung ausgewählt worden, ohne Ansehen der Bildung oder Herkunft. Die Kavalleristen sattelten und fütterten ihre Pferde selbst, so wie Banditen oder Cowboys. Sie sollten lieber außerhalb von Rom bleiben und die ländlichen Gebiete verteidigen, entschied Pisacane.

Doch als sich die französische Armee mit siebentausend Mann der Stadt näherte, wurde ein neuer Kriegsminister berufen. Giuseppe Avezana hatte in den napoleonischen Kriegen und in Mexiko gekämpft. Er zitierte Garibaldi umgehend zu sich. Die Erste Italienische Legion marschierte am 27. April durch die Porta Maggiore in die Stadt ein. Garibaldi ritt auf einem weißen Pferd. »Davon

hatte ich schon als Kind geträumt«, schrieb er später. An seiner Seite Andrea Aguyar. Hinter ihnen marschierten tausendfünfhundert Männer, die ein bizarres Sammelsurium aus ausrangierten Uniformen, extravaganten Kappen und Hüten sowie erstaunliche Waffen zur Schau trugen. Die Römer waren begeistert. Sofort war aller Etikette und Konvention zum Trotz klar, dass die Stadt ihre Hoffnung auf Garibaldi setzte.

Avezzana beauftragte die Neuankömmlinge mit der Verteidigung des Colle del Gianicolo oberhalb der Porta San Pancrazio, auf der Westseite der Stadt. Das war eine wichtige Stellung. Von dem Hügel aus konnte jeder die Stadt nach Belieben bombardieren. Garibaldi hatte nur zwei Tage, um das Terrain zu sichten. Ihm war sofort klar, dass die drei, vier großen Villen vor und oberhalb der Stadtmauern entscheidend sein würden, und er ließ sie besetzen. Er hatte jetzt zweitausendfünfhundert Männer und bekam noch eine Reserve von weiteren tausendachthundert zugeteilt. Insgesamt hatte Rom etwa neuntausend Soldaten, die es in die Schlacht schicken konnte, doch sie standen stark verstreut um die Stadtmauer und die vielen Tore herum.

Die Franzosen griffen am Morgen des 30. April an und rechneten mit einem Spaziergang. Sie hatten sich die Porta Pertusa ausgesucht, ein Tor etwas nördlich von Garibaldis Position, dabei jedoch übersehen, dass dieses Tor schon seit Jahren zugemauert war. Als sie gezwungenermaßen entlang und unterhalb der Stadtmauern zum nächsten Tor zogen, wurden sie von schwerem Musketenfeuer überrascht. Garibaldi wartete nicht, bis der Feind zu ihm kam; er benutzte die Männer, die er in den Villen vor der Stadt in Stellung gebracht hatte, um die Franzosen einzukreisen und anzugreifen. Für viele seiner Freiwilligen war es der erste Kampf. Die Franzosen waren erfahren und

gut organisiert. Sie kämpften in Gärten und Weinbergen, drängten die Italiener zurück und nahmen zwei der wichtigsten Villen ein. Garibaldi rief seine Reserve zu Hilfe und führte persönlich einen Reiterangriff an. Die Villen wurden zurückerobert. Nach Stunden sporadischer Kämpfe fielen die Franzosen zurück. Sie hatten etwa fünfhundert Männer verloren, Tote und Verletzte. Die Italiener zweihundert. Dreihundertfünfundsechzig französische Gefangene wurden gemacht. Garibaldi selbst erlitt eine Kugelverletzung in der Seite, die ihm in den kommenden Monaten beträchtliche Schmerzen bereiten sollte.

Es war das erste Mal, dass italienische Freischärler ein professionelles Heer in der Schlacht besiegt hatten. Die Römer waren euphorisch. Die Unterstützung für die Republik wuchs. Politiker und Diplomaten in ganz Europa staunten. Doch Garibaldi sah eine verpasste Gelegenheit. Er glaubte, er hätte die Franzosen bis ganz hinunter an die Küste jagen können. Mazzini bremste ihn aus. Frankreich war eine Republik, erklärte er. Und jetzt, da die Franzosen gesehen hatten, dass die Römer kampfbereit waren, würden sie wohl kaum eine andere Republik zerstören, um einen despotischen Papst zurückzuholen. Die dreihundertfünfundsechzig Gefangenen wurden gut behandelt und auf freien Fuß gesetzt.

Doch schon näherte sich der Stadt ein zwölftausend Mann starkes neapolitanisches Heer von Südwesten. Am 5. Mai wurde Garibaldi losgeschickt, um sich der Sache anzunehmen. Er nahm seine eigene Legion und die Langobardischen Bersaglieri mit, eine Gruppe freiwilliger Studenten aus der mailändischen Mittelschicht, deren Anführer der charismatische dreiundzwanzigjährige Luciano Manara war, der im Jahr zuvor als mutiger Kämpfer an der Verteidigung Mailands beteiligt gewesen war. Garibaldi bewegte sich im Zickzackkurs und streute

falsche Gerüchte über seine Vorhaben. Am 9. Mai bezog er Stellung auf der Anhöhe oberhalb von Palestrina, vierzig Kilometer außerhalb von Rom. Die Neapolitaner griffen an; anfangs kamen sie gut voran, doch nach drei Stunden heftiger Kämpfe wurden sie schließlich in die Flucht geschlagen. Garibaldi erhielt Befehl, sie nicht zu verfolgen; er solle sofort in die Stadt zurückkehren.

Mazzini fürchtete inzwischen, die Franzosen könnten doch wieder angreifen. Stattdessen baten sie um einen Waffenstillstand. Erfreut nahm Mazzini an, in dem Glauben, man wolle nun eine friedliche Lösung aushandeln. In Wirklichkeit aber warteten sie nur auf die Verstärkung, die ihre Streitkräfte auf dreißigtausend Mann erhöhen würde, ausgestattet mit moderner Belagerungsartillerie. Unter Ausnutzung der Waffenruhe wurde die Armee der Republik ausgesandt, um erneut die Neapolitaner anzugreifen. Etwa achttausend Männer, unter ihnen auch Garibaldi mit seiner Legion, waren Pietro Roselli unterstellt, einem Ex-Major der päpstlichen Armee. Roselli hatte den Vorteil, gebürtiger Römer zu sein. Ein Schlachtfeld hatte er noch nicht gesehen.

Roselli ging nach Militärhandbuch vor und plante, alle seine Männer gleichzeitig auf den Feind loszulassen. Angesichts dieses Vorhabens war es ein Fehler, Garibaldi als Vorhut voranzuschicken. Garibaldis Auffassung von Krieg bestand darin, ständig in Bewegung zu bleiben, den Feind zu verwirren, seine Flexibilität, Kommunikationsfähigkeit und Standortkenntnisse auf die Probe zu stellen und ihn nie zur Ruhe kommen zu lassen. Als er in Velletri auf die Neapolitaner traf und spürte, dass sie nicht auf der Höhe ihrer Kräfte waren, befahl er den Angriff und rief Roselli dazu auf, so schnell wie möglich zu ihm zu stoßen.

Wieder folgte auf anfängliche Misserfolge ein gelungener Angriff der Reserve mit Garibaldi an der Spitze. Doch dieses Mal wurde Garibaldi bei dem Versuch, den ungeordneten Rückzug seiner eigenen Reitervorhut zu stoppen, überwältigt und ging ›in einem Haufen von Männern und gestürzten Pferden‹ zu Boden. Überall um ihn Neapolitaner mit Bajonetten und Säbeln. Garibaldi wurde von seinen Reservisten gerettet. Die meisten von ihnen Jugendliche. Danach dauerte es eine Weile, ehe er wieder aufstehen und ›Arme und Beine abtasten konnte, um festzustellen, ob etwas gebrochen war‹.

Die Neapolitaner zogen sich in die Stadt Velletri zurück, doch leider erschien der Hauptteil der römischen Armee nicht, um den Job zu Ende zu bringen. Roselli sagte, seine Männer könnten nicht ohne Lebensmittelrationen ausrücken. Er beschwerte sich, dass Garibaldi Befehle nicht befolgt hatte. Er wollte die Neapolitaner am folgenden Tag angreifen. Doch am nächsten Morgen war Velletri verlassen. Die Neapolitaner waren in der Nacht geflohen.

Die Franzosen hatten inzwischen um Rom herum Stellung bezogen. Bevor Garibaldi ausgezogen war, hatte er vorgeschlagen, die Villen am Gianicolo mit Gräben und Verteidigungswällen zu sichern. Bei seiner Rückkehr stellte er fest, dass nichts geschehen war. Am 26. Mai bat ihn Mazzini um seine Einschätzung ihrer Chancen, die Stadt zu verteidigen. Garibaldi antwortete aggressiv: Er könne, sagte er, dem Krieg nur entweder als Diktator mit unbegrenzten Befugnissen oder als gemeiner Soldat dienen. »Sie haben die Wahl.« Mazzini ließ es darauf ankommen, und Garibaldi machte weiter wie zuvor: als Held des Volkes, aber ohne übergreifende Befehlsmacht, stets in der Kritik und doch in jeder Krise zu Hilfe gerufen.